

Wie ein einziger Tag



NICHOLAS
SPARKS

Wie ein
einzigster Tag

Deutsch von
Bettina Runge

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet
www.sammelwerke.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Sammler-Editionen in der
Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright © 1996 by Nicholas Sparks
Copyright © 1996 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Die Originalausgabe »The Notebook« erschien 1996
bei Warner Books, Inc., New York
Einbandgestaltung: Werbeagentur Zero GmbH, München
Titelmotiv: Corbis/ Ron Chapple Stock
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Druck & Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU

Dieses Buch ist mit Liebe Cathy,
meiner Frau und Freundin, gewidmet.



Danksagung

Dieser Roman nahm seine heutige, endgültige Form mithilfe zweier Menschen an, denen ich für all das, was sie für mich getan haben, danken möchte:

Theresa Park, der Literaturagentin, die mich aus der Versenkung holte. Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit, Ihre Geduld und die vielen Stunden, die Sie mit mir gearbeitet haben. Ich werde Ihnen dafür immer dankbar sein.

Jamie Raab, meiner Lektorin. Danke für Ihre Klugheit, Ihren Humor und Ihre Gutmütigkeit. Sie haben dies zu einer wundervollen Erfahrung für mich gemacht, und ich freue mich, Sie meine Freundin nennen zu dürfen.



Wunder

Wer bin ich? Und wie, so frage ich mich, wird diese Geschichte enden?

Die Sonne geht auf, und ich sitze an einem Fenster, das beschlagen ist vom Atem eines vergangenen Lebens. Einen schönen Anblick biete ich heute Morgen! Zwei Hemden, eine warme Hose, ein Schal, zweimal um den Hals gewickelt und hineingesteckt in einen dicken Wollpullover, den meine Tochter mir vor dreißig Jahren zum Geburtstag gestrickt hat. Der Thermostat in meinem Zimmer ist so hoch gestellt wie möglich, und gleich hinter mir befindet sich noch ein kleiner Heizofen. Er knackt und ächzt und speit heiße Luft wie ein Märchendrache, und doch zittert mein Körper noch immer vor Kälte, einer Kälte, die nicht von mir weichen will, einer Kälte, die sich achtzig Jahre lang in mir ausgebreitet hat. Achtzig Jahre, denke ich so manches Mal, und obwohl ich mich längst mit meinem Alter abgefunden habe, wundert es mich immer noch, dass ich seit dem Tag, da George Bush Präsident wurde, nicht mehr am Steuer eines Autos saß. Ich frage mich, ob es jedem in meinem Alter so ergeht.

Mein Leben? Es ist nicht leicht zu erklären. Sicher

war es nicht so aufsehenerregend, wie ich es mir erträumt hatte, doch hat es sich auch nicht im unteren Drittel abgespielt. Es lässt sich wohl am besten mit einer sicheren Aktie vergleichen, stabil, mehr Höhen als Tiefen, und langfristig gesehen mit Aufwärtstrend. Ein guter Kauf, ein glücklicher Kauf, was wohl nicht jeder von seinem Leben behaupten kann. Doch lassen Sie sich nicht irreführen. Ich bin nichts Besonderes, gewiss nicht. Ich bin ein gewöhnlicher Mann mit gewöhnlichen Gedanken, und ich habe ein ganz gewöhnliches Leben geführt. Mir wurden keine Denkmäler gesetzt, und mein Name wird bald vergessen sein, doch ich habe jemanden geliebt, mit Herz und Seele, und das war mir immer genug.

Die Romantiker würden es eine Liebesgeschichte nennen, die Zyniker eine Tragödie. Für mich ist es ein bisschen von beidem, und ganz gleich, wie man es letztendlich bezeichnet, es ändert doch nichts an der Tatsache, dass es um einen großen Teil meines Lebens geht und den Weg, den ich gewählt habe. Ich kann mich nicht beklagen über diesen Weg und die Stationen, an die er mich geführt hat; über andere Dinge vielleicht, doch der Weg, den ich gewählt habe, war immer der richtige, und ich würde mich immer wieder für ihn entscheiden.

Die Zeit macht es einem leider nicht leicht, beharrlich seinen Weg zu gehen. Doch auch wenn der Weg immer noch gerade verläuft, so ist er jetzt mit Geröll übersät, das sich im Verlauf eines Lebens nun einmal anhäuft. Bis vor drei Jahren wäre es leicht gewesen, darüber hinwegzusehen, jetzt aber ist es unmöglich.

Eine Krankheit hat meinen Körper erfasst; ich bin nicht mehr stark und gesund, und ich verbringe meine Tage wie ein alter Luftballon, schlaff, porös, immer weicher mit der Zeit.

Ich huste und schaue blinzelnd auf meine Uhr. Ich sehe, es ist Zeit. Ich erhebe mich aus meinem Sessel am Fenster, schlurfe durchs Zimmer, halte am Schreibtisch inne, um mein Tagebuch an mich zu nehmen, das ich wohl schon hundertmal gelesen habe. Ich blättere nicht darin. Ich klemme es mir unter den Arm und bin schon unterwegs zu dem Ort, zu dem ich gehen muss.

Ich laufe durch geflieste Flure, weiß mit grauen Sprenkeln. Wie mein Haar und das Haar der meisten Menschen hier, obwohl ich heute Morgen der einzige auf dem Korridor bin. Sie sind in ihren Zimmern, allein mit ihrem Fernseher, aber sie sind, wie ich, daran gewöhnt. Ein Mensch kann sich an alles gewöhnen, man muss ihm nur genug Zeit lassen.

In der Ferne höre ich gedämpftes Weinen, und ich weiß genau, von wem diese Geräusche kommen. Dann sehen mich die Krankenschwestern, und wir lächeln uns zu, tauschen Grüße. Sie sind meine Freunde, und wir unterhalten uns oft. Ich bin sicher, sie wundern sich über mich und über das, was ich Tag für Tag durchmache. Im Vorübergehen höre ich sie miteinander flüstern. »Da ist er wieder«, höre ich. »Ich hoffe, es nimmt ein gutes Ende.« Doch sie sprechen mich nie direkt darauf an. Sicher glauben sie, es würde mir wehtun, so früh am Morgen darüber zu sprechen, und da sie mich kennen, haben sie gewiss recht.

Kurz darauf bin ich bei dem Zimmer angelangt. Die

Tür steht offen für mich, wie immer. Es sind noch zwei Krankenschwestern darin, und auch sie lächeln, als ich eintrete. »Guten Morgen«, sagen sie mit fröhlicher Stimme, und ich nehme mir einen Augenblick Zeit, frage nach den Kindern, nach der Schule, den bevorstehenden Ferien. Wir sprechen vielleicht eine Minute, ohne auf das Weinen einzugehen. Sie scheinen es nicht wahrzunehmen; sie sind dagegen taub geworden, wie ich letztlich auch.

Danach sitze ich in dem Sessel, der sich meinem Körper angepasst hat. Sie sind jetzt fertig, und sie ist angezogen, aber sie weint noch immer. Ich weiß, sie wird sich beruhigen, wenn sie gegangen sind. Die morgendliche Hektik verstört sie jedes Mal, und heute ist keine Ausnahme. Schließlich wird das Rollo hochgezogen, und die Schwestern gehen. Beide lächeln und berühren mich im Vorbeigehen. Ich frage mich, was das zu bedeuten hat.

Ich sitze da und sehe sie an, doch sie erwidert meinen Blick nicht. Das ist verständlich, denn sie weiß nicht, wer ich bin. Ich bin ein Fremder für sie. Ich wende mich, den Kopf gesenkt, ab und bitte Gott um die Kraft, die ich brauchen werde. Ich habe immer an Gott geglaubt, an Gott und an die Macht des Gebetes, obwohl mein Glaube, wenn ich ehrlich bin, eine Reihe von Fragen hat aufkommen lassen, die ich gern beantwortet hätte, wenn ich einmal gegangen bin.

Fertig jetzt. Die Brille aufgesetzt. Die Lupe aus der Tasche gezogen. Ich lege sie einen Augenblick auf den Tisch, während ich das Tagebuch aufschlage. Zweimal über die Kuppe des knotigen Fingers gelect, um den

abgenutzten Deckel zu wenden und die erste Seite aufzuschlagen. Dann die Lupe darübergehalten.

Kurz bevor ich anfangen zu lesen, kommt jedes Mal ein Augenblick, in dem mir der Atem stockt und ich mich frage, wird es diesmal geschehen? Ich weiß es nicht, ich weiß es nie vorher, und im Grunde ist es auch nicht wichtig. Es ist die Möglichkeit, nicht die Gewissheit, die mich fortfahren lässt, eine Wette mit mir selbst, könnte man sagen. Und auch wenn Sie mich für einen Träumer oder Narren oder sonst was halten, glaube ich, dass alles möglich ist.

Alles spricht dagegen, das ist mir klar, vor allem die Wissenschaft. Doch Wissenschaft ist nicht die ganze Antwort, das weiß ich, das hat mich das Leben gelehrt. Und deshalb glaube ich, dass Wunder, wie unerklärlich, wie unglaublich sie auch sind, wirklich geschehen können, ungeachtet der natürlichen Ordnung der Dinge.

Und so beginne ich wieder, wie jeden Tag, laut aus meinem Tagebuch vorzulesen, damit sie es hören kann, in der Hoffnung, dass das Wunder, das mein Leben beherrscht, noch einmal wahr wird.

Und vielleicht, ja, vielleicht wird es diesmal geschehen.



Gespenster

Es war Anfang Oktober 1946, und Noah Calhoun beobachtete auf seiner Veranda, wie die Sonne sich langsam neigte. Er saß gern abends hier, vor allem nach einem harten Arbeitstag; dann ließ er seine Gedanken schweifen, ließ ihnen freien Lauf. So entspannte er – eine Gewohnheit, die er von seinem Vater übernommen hatte.

Besonders gern betrachtete er die Bäume, die sich im Fluss spiegelten. Die Bäume in North Carolina sind atemberaubend in ihrer Herbstfärbung – Grün, Gelb, Rot und Orange in allen denkbaren Schattierungen. Ihre Farbenpracht leuchtet im späten Sonnenlicht, und wohl zum hundertsten Male fragte sich Noah Calhoun, ob die ersten Bewohner des Hauses ihre Abende mit ähnlichen Gedanken zugebracht hatten.

Das Hauptgebäude, 1772 errichtet, hatte zu einer Plantage gehört und zählte zu den ältesten und größten Landhäusern in New Bern. Noah hatte es gleich nach dem Krieg gekauft und die letzten elf Monate sowie ein kleines Vermögen gebraucht, um es zu renovieren. Ein Reporter von der Raleigher Tageszeitung hatte vor wenigen Wochen in einem Artikel darüber berich-

tet und geschrieben, es seien die gelungensten Renovierungsarbeiten, die er je gesehen habe. Das mochte zutreffen, wenigstens für das Haus. Der restliche Besitz war eine andere Geschichte, und damit hatte Noah die meisten Stunden des Tages zugebracht.

Zum Haus gehörte ein etwa zehn Hektar großes Grundstück, das an den Fluss, den Brices Creek, grenzte. An den anderen drei Seiten musste der Holzzaun ausgebessert, nach Trockenfäule oder Termiten abgesucht und an manchen Stellen völlig erneuert werden. Damit war er die letzten Tage vor allem beschäftigt gewesen, und es gab noch eine Menge zu tun, besonders an der Westseite. Als er vor einer halben Stunde sein Werkzeug zur Seite legte, hatte er sich vorgenommen, beim Lager anzurufen und eine weitere Holzlieferung zu bestellen. Er ging ins Haus, trank ein Glas gesüßten Tee und duschte. Er duschte jeden Abend, und mit dem Wasser wurden sowohl der Schmutz als auch die Müdigkeit fortgespült.

Danach kämmte er sein Haar zurück und schlüpfte in saubere verblichene Jeans und ein langärmeliges blaues Hemd. Er schenkte sich ein weiteres Glas Tee ein und ging auf die Veranda zurück, wo er sich, wie jeden Abend, niederließ.

Er streckte die Arme aus, über den Kopf, dann zu beiden Seiten und rollte kräftig mit den Schultern, auch das eine alte Gewohnheit. Er fühlte sich gut, sauber und frisch. Seine Muskeln waren müde und würden morgen etwas schmerzen, doch er war zufrieden mit dem, was er an diesem Tag geleistet hatte.

Er griff nach seiner Gitarre, dachte dabei an seinen

Vater und wie sehr er ihm fehlte. Er schlug langsam einen Akkord an, stimmte zwei Saiten nach, schlug einen weiteren Akkord an. Dann begann er zu spielen. Sanfte Klänge, ruhige Klänge. Er summte eine Weile und fing erst, als die Dämmerung hereinbrach, laut zu singen an. Er spielte und sang, bis der Himmel vollständig dunkel war.

Es war kurz nach sieben, als er die Gitarre zur Seite legte. Er nahm wieder in seinem Schaukelstuhl Platz und wiegte sich langsam vor und zurück. Und wie immer blickte er hinauf, sah den Orion, den Großen Bären, die Zwillinge und den Polarstern am Herbsthimmel schimmern.

Er rechnete im Kopf seine Ausgaben zusammen, hielt dann inne. Er hatte fast seine gesamten Ersparnisse für das Haus aufgebraucht und würde bald eine neue Stellung suchen müssen. Doch er schob den Gedanken beiseite und beschloss, die restlichen Monate der Hausrenovierung zu genießen, statt sich Sorgen zu machen. Die Rechnung würde schon aufgehen, so wie immer. Außerdem langweilte es ihn, über Gelddinge nachzudenken. Er hatte schon früh gelernt, sich an den einfachen Dingen des Lebens zu erfreuen, an Dingen, die nicht käuflich sind, und es fiel ihm schwer, Menschen zu verstehen, die anders dachten und fühlten. Auch das war ein Charakterzug, den er von seinem Vater hatte.

Seine Jagdhündin Clem kam herüber und beschnupperte seine Hand, bevor sie sich zu seinen Füßen niederließ. »He, Mädchen, alles in Ordnung?« Er streichelte ihren Kopf, und sie winselte zur Antwort, die

sanften runden Augen auf ihn gerichtet. Bei einem Autounfall war ihr ein Hinterbein überfahren worden, doch sie konnte trotzdem noch ganz gut laufen und leistete ihm an ruhigen Abenden wie diesem Gesellschaft.

Er war jetzt einunddreißig, nicht zu alt, doch alt genug, um einsam zu sein. Er war nicht mehr ausgegangen, seitdem er wieder hierher zurückgekommen war, hatte niemanden kennengelernt, der ihn interessierte. Es war seine Schuld, das wusste er. Es gab etwas, das einen Abstand zwischen ihm und jeder Frau entstehen ließ, die ihm näherkommen wollte, etwas, das er nicht glaubte ändern zu können, selbst wenn er es gewollt hätte. Und manchmal, kurz vor dem Einschlafen, fragte er sich, ob es sein Schicksal war, für immer allein zu sein.

Der Abend blieb angenehm warm. Noah lauschte den Grillen und dem Rauschen der Blätter und dachte, dass die Laute der Natur wirklicher waren und tiefere Gefühle auslösten als Dinge wie Autos und Flugzeuge. Natürliche Dinge gaben mehr, als sie nahmen, und ihre Geräusche erinnerten ihn stets daran, wie der Mensch eigentlich sein sollte. Es hatte Zeiten gegeben während des Krieges, vor allem nach einem Großangriff, in denen er sich oft diese simplen Geräusche vorgestellt hatte. »Es wird dir helfen, nicht den Verstand zu verlieren«, hatte ihm sein Vater am Tag seiner Einschiffung gesagt. »Es ist Gottes Musik, und sie wird dich heil zurückbringen.«

Er trank seinen Tee aus, trat ins Haus, holte sich ein Buch und machte, als er wieder nach draußen ging, das Verandalicht an. Er setzte sich und betrachtete das

Buch auf seinem Schoß. Es war alt, der Deckel war halb zerfetzt, und die Seiten waren mit Wasser- und Schmutzflecken übersät, *Grashalme* von Walt Whitman, er hatte den Band während der ganzen Kriegsjahre bei sich gehabt. Einmal hatte das Buch sogar eine für ihn bestimmte Kugel abgefangen.

Er strich über den Einband, wischte den Staub ab. Dann schlug er das Buch aufs Geratewohl auf und begann zu lesen:

*Dies ist deine Stunde, o Seele, dein freier Flug in das
Wortlose,
Fort von Büchern, fort von der Kunst, der Tag
ausgelöscht, die Aufgabe getan,
Du tauchst empor, lautlos, schauend, den Dingen
nachsinnend, die du am meisten liebst,
Nacht, Schlaf, Tod und die Sterne*

Er lächelte still vor sich hin. Irgendwie erinnerte Whitman ihn immer an New Bern, und er war froh, wieder hier zu sein. Vierzehn Jahre war er von hier fort gewesen, dennoch war dies seine Heimat, und er kannte eine Menge Leute hier, hauptsächlich aus seiner frühen Jugend. Das war nicht verwunderlich. Wie in so vielen Städten des Südens änderten sich ihre Bewohner kaum, sie wurden nur ein wenig älter.

Sein bester Freund war Gus, ein siebzjähriger Schwarzer, der etwas weiter die Straße hinunter wohnte. Sie hatten sich zwei Wochen nach Noahs Hauskauf kennengelernt. Gus hatte eines Abends mit einer Flasche selbst gebranntem Schnaps vor der Tür gestan-

den, und die beiden hatten sich ihren ersten gemeinsamen Rausch angetrunken und sich bis spät in die Nacht Geschichten erzählt.

Von da an tauchte Gus etwa zweimal die Woche auf, gewöhnlich gegen acht Uhr abends. Mit vier Kindern und elf Enkelkindern im Haus brauchte er ab und zu unbedingt einen Tapetenwechsel. Meist brachte er seine Mundharmonika mit, und wenn sie eine Weile miteinander geredet hatten, spielten sie ein paar Lieder zusammen. Manchmal spielten sie viele Stunden.

Er betrachtete Gus bald als eine Art ›Familienersatz‹, denn er hatte sonst niemanden, seitdem sein Vater im letzten Jahr gestorben war. Er besaß keine Geschwister; seine Mutter war gestorben, als er zwei war, und er hatte, obwohl er es einmal wollte, auch nie geheiratet.

Einmal aber hatte er geliebt, daran gab es keinen Zweifel. Einmal, nur einmal und das vor langer Zeit. Und es hatte ihn für immer verändert. Wahre Liebe verändert den Menschen, und es war echte Liebe gewesen.

Kleine Wölkchen trieben von der Küste her über den Abendhimmel, wurden silbrig im Schein des Mondes. Als sie dichter wurden, legte er den Kopf auf die Rückenlehne des Schaukelstuhls. Seine Beine bewegten sich automatisch, hielten den Rhythmus bei, und wie fast jeden Tag, schweiften seine Gedanken zu einer ähnlich warmen Nacht, die vierzehn Jahre zurücklag.

Es war 1932, kurz nach seiner Reifeprüfung, am Eröffnungsabend des Neuse River Festival. Die ganze Stadt war auf den Beinen, amüsierte sich bei Tanz und

Glücksspiel oder an den Getränkeständen und Bratspießen. Es war schwül an jenem Abend, daran konnte er sich noch genau erinnern. Er war allein gekommen, und als er, auf der Suche nach Freunden, durch die Menge schlenderte, sah er Fin und Sarah, mit denen er zur Schule gegangen war, mit einem Mädchen plaudern, das er noch nie gesehen hatte. Sie war sehr hübsch, das war sein erster Gedanke gewesen, und als er sich seinen Weg zu ihnen gebahnt hatte, schaute sie mit ihren betörenden Augen zu ihm auf. »Hallo«, sagte sie einfach und streckte ihm die Hand entgegen. »Finley hat mir viel von dir erzählt.«

Ein ganz gewöhnlicher Beginn, den er, wäre sie es nicht gewesen, längst vergessen hätte. Doch als er ihr die Hand schüttelte und sein Blick in ihre smaragdgrünen Augen tauchte, wusste er, bevor er den nächsten Atemzug tat, dass sie für ihn die Richtige, die Einzige war und es auch immer sein würde. So gut schien sie, so vollkommen, und der Sommerwind rauschte in den Bäumen.

Von da an ging alles rasend schnell. Fin erzählte ihm, dass sie den Sommer mit ihrer Familie in New Bern verbrachte, weil ihr Vater für R. J. Reynolds arbeitete, und obwohl er nur nickte, sagte ihr Blick, dass sie verstand. Fin lachte, denn er wusste, was da geschah, und die Vier blieben den ganzen Abend zusammen, bis das Fest zu Ende war und die Menge sich zerstreute.

Sie trafen sich am nächsten und übernächsten Tag und waren bald unzertrennlich. Jeden Morgen – bis auf sonntags, wenn er zur Kirche ging – erledigte er seine häuslichen Pflichten so schnell wie möglich, und

eilte zum »Fort Totten Park«, wo sie schon auf ihn wartete. Da sie nie in einer Kleinstadt gelebt hatte, verbrachten sie ihre Tage mit Dingen, die ihr völlig neu waren. Er machte sie mit Angel und Köder vertraut, um im seichten Wasser Barsche zu fangen, und durchstreifte mit ihr den geheimnisvollen Croaton Forest. Sie fuhren Kanu und beobachteten Sommergewitter, und es kam ihm so vor, als hätten sie sich schon immer gekannt.

Doch auch er lernte Neues. Beim Tanzfest in der Tabakscheune brachte sie ihm Walzer und Charleston bei, und obwohl er sich anfangs etwas unbeholfen anstellte, zahlte sich ihre Geduld aus, und sie tanzten zusammen, bis die Musik verstummte. Danach brachte er sie nach Hause, und beim Abschied auf der Veranda küsste er sie zum ersten Mal und wunderte sich danach, warum er so lange damit gewartet hatte. Später in jenem Sommer führte er sie zu diesem Haus, das damals zum Teil verfallen war, und sagte ihr, dass er es eines Tages kaufen und wieder aufbauen würde. Sie sprachen von ihren Träumen – sie wollte Künstlerin werden, er die Welt bereisen –, und in einer heißen Augustnacht verloren sie ihre Unschuld. Als sie drei Wochen später abreiste, nahm sie ein Stück von ihm und den Rest des Sommers mit sich fort. An einem frühen regnerischen Morgen, nach einer schlaflosen Nacht, sah er sie die Stadt verlassen. Er ging nach Hause, packte seine Reisetasche und verbrachte die folgende Woche allein auf Harkers Island.

Noah strich sich mit den Fingern durchs Haar und sah auf die Uhr. Zwölf nach acht. Er stand auf, ging

zur Vorderseite des Hauses, schaute die Straße hinunter. Gus war nicht zu sehen, und Noah rechnete nicht mehr damit, dass er noch kommen würde. Er ging zurück zu seinem Schaukelstuhl und setzte sich wieder.

Er erinnerte sich daran, mit Gus über sie gesprochen zu haben. Als er sie das erste Mal erwähnte, schüttelte Gus lachend den Kopf. »Das also ist das Gespenst, vor dem du wegläufst.« Als Noah fragte, was er damit meine, sagte Gus: »Du weißt schon, das Gespenst, die Erinnerung. Ich sehe doch, wie du arbeitest, Tag und Nacht, wie du schuftest, dir kaum Zeit zum Atmen lässt. Dafür gibt es nur drei Gründe: Entweder man ist verrückt, oder man ist dumm, oder man will etwas vergessen. Und bei dir wusste ich gleich, du willst etwas vergessen. Ich wusste nur nicht, was.«

Er dachte über Gus' Worte nach. Gus hatte natürlich recht. Ein Gespenst ging um in New Bern. Der Geist ihrer Erinnerung. Er sah sie im »Fort Totten Park«, ihrem Treffpunkt, immer wenn er vorbeiging. Da hinten auf der Bank oder gleich neben der Eingangstür, immer ein Lächeln um die Lippen, das blonde Haar sanft über die Schultern fallend, die Augen grün wie Smaragde. Und wenn er abends mit der Gitarre auf der Veranda saß, sah er sie neben sich, wie sie still den Klängen aus seiner Kindheit lauschte.

Oder wenn er zu Gaston's Drugstore ging oder ins Masonic Theater, oder auch, wenn er nur durch die Stadt schlenderte. Überall, wohin er schaute, sah er ihr Bild, sah er Dinge, die sie wieder zum Leben erweckten.

Es war seltsam. Er war in New Bern aufgewachsen. Hatte seine ersten siebzehn Jahre hier verlebt. Aber

wenn er an New Bern dachte, schien er sich nur an den einen Sommer zu erinnern, den Sommer, den sie zusammen verbracht hatten. Andere Erinnerungen waren nur Fragmente, einzelne Bruchstücke aus der Zeit des Heranwachsens, und nur wenige, wenn überhaupt, erweckten Gefühle in ihm.

Er hatte Gus eines Abends davon erzählt, und Gus hatte ihn nicht nur verstanden, er hatte ihm auch eine Erklärung geliefert. »Mein Dad hat immer gesagt: ›Wenn du dich das erste Mal verliebst, dann verändert es dein Leben für immer, und wie sehr du dich auch bemühst, das Gefühl geht nie vorbei.‹ Das Mädchen, von dem du mir erzählst, war deine erste Liebe. Und was du auch tust, sie wird immer bei dir sein.«

Noah schüttelte den Kopf, und als ihr Bild zu verblassen begann, kehrte er zu seinem Whitman zurück. Er las noch eine Stunde, blickte manchmal auf, wenn er Waschbären und Beutelratten am Flussufer entlanghuschen hörte. Um halb zehn klappte er sein Buch zu, ging hinauf in sein Schlafzimmer, schrieb in sein Tagebuch – Persönliches und auch Praktisches, wie die Arbeiten an seinem Haus. Vierzig Minuten später schlief er. Clem kam die Treppe herauf, schnüffelte an seinem Bett, drehte sich ein paarmal um die eigene Achse, bevor sie sich am Fussende zusammenrollte.

* * *

Am selben Abend, nur hundert Meilen entfernt, saß sie allein auf der Verandaschaukel des elterlichen Hauses, ein Bein unter sich geschlagen. Die Sitzfläche war etwas

feucht gewesen, als sie sich draußen hinsetzte; es hatte vorher heftig geregnet, doch die Wolken lockerten jetzt auf, und sie blickte zum Himmel, wo die ersten Sterne sichtbar wurden, und fragte sich, ob sie die richtige Entscheidung getroffen hatte. Sie hatte tagelang mit sich gerungen – auch diesen Abend wieder –, doch sie wusste, sie würde es sich nie verzeihen, wenn sie diese Gelegenheit einfach verstreichen ließe.

Lon wusste nicht, warum sie am nächsten Morgen wegfahren wollte. Eine Woche zuvor hatte sie vage angedeutet, sie würde vielleicht ein paar Antiquitätenläden an der Küste aufsuchen. »Nur für zwei, drei Tage«, hatte sie gesagt. »Außerdem brauche ich eine Verschnaufpause zwischen den Hochzeitsvorbereitungen.« Sie hatte sich geschämt, so zu lügen, doch sie hätte ihm unmöglich die Wahrheit sagen können. Ihre Reise hatte nichts mit ihm zu tun, und es wäre unfair gewesen, ihn um Verständnis zu bitten.

Es war eine zügige Fahrt von Raleigh, kaum mehr als zwei Autostunden, und sie kam kurz vor elf in der Stadt an. Sie nahm sich ein Zimmer in einem kleinen Hotel im Zentrum, packte ihren Koffer aus, hängte die Kleider in den Schrank, legte die restlichen Sachen in die Fächer. Sie aß rasch zu Mittag, fragte die Bedienung nach den verschiedenen Antiquitätenläden in der Stadt und verbrachte die folgenden Stunden mit Einkäufen. Gegen halb fünf war sie wieder in ihrem Zimmer.

Sie hockte auf der Bettkante, griff zum Telefon und rief Lon an. Er konnte nicht lange sprechen, da er einen Gerichtstermin hatte, so gab sie ihm rasch die Telefon-

nummer des Hotels und versprach, sich am nächsten Tag zu melden. Gut, dachte sie, als sie den Hörer auflegte. Die üblichen Alltagsgespräche. Nichts Außergewöhnliches. Nichts, das ihn misstrauisch machen würde.

Sie waren jetzt seit fast vier Jahren zusammen. 1942 hatte sie ihn kennengelernt; die Welt lag im Krieg, und auch Amerika war seit einem Jahr dabei. Jeder daheim übernahm seinen Part, sie als freiwillige Helferin in einem Lazarett in der Stadt. Sie wurde dort gebraucht und geschätzt, doch es war schwerer, als sie gedacht hatte. Die ersten jungen verwundeten Soldaten wurden heimgeflogen, und sie verbrachte ihre Tage mit gebrochenen Männern und zerschmetterten Leibern. Mehrere starben, während sie ihnen übers Haar strich, ihre Hand hielt. Als sie Lon mit seinem natürlichen Charme auf einer Weihnachtsparty kennenlernte, sah sie in ihm genau das, was sie brauchte: einen Menschen mit Vertrauen in die Zukunft und mit Humor, einen Mann, der ihre Ängste vertrieb.

Er war attraktiv, intelligent und ehrgeizig, ein erfolgreicher Anwalt, acht Jahre älter als sie, ein Mann, der seinem Beruf mit Leidenschaft nachging, nicht nur um Prozesse zu gewinnen, sondern um sich einen Namen zu machen. Sie hatte Verständnis für sein Streben nach Erfolg, weil ihr Vater und die meisten Männer aus ihren gesellschaftlichen Kreisen ganz ähnlich waren. Er war so erzogen wie sie, und im Kastensystem der Südstaaten spielten Familienname und Leistung oft eine wichtige Rolle in der Ehe – in manchen Fällen die einzig wichtige.

Obwohl sie seit ihrer Kindheit insgeheim gegen diese Vorstellung rebelliert und ein paar Flirts mit Männern gehabt hatte, die bestenfalls verwegen zu nennen waren, hatte sie sich von Lons Charme angezogen gefühlt und ihn langsam lieben gelernt. Trotz der langen Stunden, die er in seiner Kanzlei verbrachte, war er gut zu ihr. Er war ein Gentleman, durch und durch, reif und verantwortungsvoll, und als sie Trost gebraucht hatte in jenen schrecklichen Kriegszeiten, war er stets für sie da gewesen. Sie fühlte sich geborgen an seiner Seite und wusste, dass auch er sie liebte, und das war der Grund, weshalb sie seinen Antrag angenommen hatte.

Wenn sie daran dachte, bekam sie ein schlechtes Gewissen, und eigentlich hätte sie auf der Stelle ihre Koffer packen und abreisen müssen, bevor sie sich's anders überlegte. Sie hatte es schon einmal getan, vor langer Zeit, und wenn sie jetzt ging, würde sie nie mehr die Kraft dazu aufbringen zurückzukehren, das stand fest. Sie griff nach ihrem Notizbuch, zögerte, war schon unterwegs zur Tür ... Doch der Zufall hatte sie hergeführt. Sie legte das Notizbuch wieder hin und machte sich noch einmal klar, dass sie, wenn sie jetzt abreiste, für immer darüber nachdenken würde, was geschehen wäre. Und sie glaubte, damit nicht leben zu können.

Sie ging ins Badezimmer, ließ sich ein Bad einlaufen. Nachdem sie die Temperatur überprüft hatte, eilte sie zum Frisiertisch und nahm unterwegs ihre goldenen Ohrringe ab. Sie fand ihr Reiseneccessaire, nahm ein Rasiermesser und ein Stück Seife heraus. Dann zog sie sich vor der Spiegelkommode aus.

Seit ihrer Jugend galt sie als hübsch, und als sie jetzt nackt war, betrachtete sie sich im Spiegel. Ihr Körper war schmal gebaut und gut proportioniert, ihre Brüste waren sanft gerundet, Taille und Beine waren schlank. Von ihrer Mutter hatte sie die hohen Wangenknochen, die glatte Haut, das blonde Haar. Aber das Schönste waren ihre Augen. »Sie sind wie Meereswellen«, sagte Lon immer.

Sie nahm Rasiermesser und Seife, kehrte ins Badezimmer zurück, legte ein Handtuch in Reichweite und stieg in die Wanne.

Sie genoss die entspannende Wirkung des Bades und ließ sich so tief wie möglich ins Wasser gleiten. Der Tag war lang gewesen, und der Rücken schmerzte sie ein wenig, doch sie war froh, ihre Einkäufe so rasch erledigt zu haben. Sie brauchte etwas Handfestes, das sie bei ihrer Rückkehr in Raleigh vorzeigen konnte, und die Sachen, die sie ausgesucht hatte, waren genau das Richtige. Sie beschloss, sich die Namen von weiteren Geschäften in der Gegend um Beaufort geben zu lassen, fragte sich dann aber, ob es wirklich nötig war. Es war nicht Lons Art, sie zu kontrollieren.

Sie seifte sich ein und begann, sich die Beine zu rasieren. Dabei dachte sie an ihre Eltern und fragte sich, was sie von ihrer Reise halten würden. Sie wären gewiss dagegen, vor allem ihre Mutter. Ihre Mutter hatte nie akzeptiert, was damals im Sommer, den sie hier verbracht hatten, geschehen war, und sie würde es auch jetzt nicht akzeptieren, ganz gleich, wie sie es begründete.

Sie blieb noch eine Weile im Wasser, ehe sie aus der Wanne stieg und sich abtrocknete. Sie ging zum

Schrank, suchte nach einem passenden Kleid, wählte ein langes gelbes, leicht dekolletiertes, wie man es im Süden trägt. Sie schlüpfte hinein und betrachtete sich im Spiegel, wobei sie sich mal zur einen, mal zur anderen Seite drehte. Es stand ihr gut, betonte ihre Figur, doch sie entschied sich dagegen und hängte es wieder auf den Bügel.

Stattdessen wählte sie ein etwas sportlicheres, weniger ausgeschnittenes Kleid – hellblau, vorn geknöpft, mit Spitzenbesatz. Es war nicht ganz so hübsch wie das erste, eher schlicht, doch, wie sie fand, dem Anlass angemessener.

Sie schminkte sich kaum, benutzte nur eine Spur von Lidschatten und Wimperntusche, um ihre Augen zu betonen. Dann nahm sie etwas Parfum, nicht zu viel. Sie suchte sich ein Paar zierliche Ohringe heraus, legte sie an und schlüpfte in die flachen braunen Sandalen, die sie schon vorher getragen hatte. Sie büstete ihr blondes Haar, steckte es hoch und schaute in den Spiegel. Nein, das war zu viel, dachte sie, und ließ es wieder über die Schulter fallen. Besser.

Als sie fertig war, trat sie zurück und musterte sich kritisch. Sie sah gut aus, nicht zu schick, nicht zu salopp. Sie wollte nichts übertreiben. Schließlich wusste sie gar nicht, was sie erwartete. Es war lange her – sicher zu lange –, und vieles konnte geschehen sein, Dinge, an die sie lieber nicht denken wollte.

Sie schaute an sich hinab, sah, dass ihre Hände zitterten, und musste lachen. Merkwürdig, sie war doch sonst nicht so nervös. Wie Lon war sie äußerst selbstbewusst, sogar schon als ganz junges Mädchen. Das

war manchmal hinderlich gewesen, vor allem bei ihren ersten Rendezvous, hatte es doch die meisten Jungen ihres Alters eingeschüchtert.

Sie griff nach ihrem Notizbuch, den Autoschlüsseln und dann nach dem Zimmerschlüssel. Sie drehte ihn ein paarmal in der Hand und dachte bei sich: »Nun bist du hier, gib jetzt nicht auf.« Sie wollte schon zur Tür gehen, setzte sich aber stattdessen noch einmal aufs Bett. Sie schaute auf ihre Uhr. Fast sechs. Sie würde in wenigen Minuten aufbrechen müssen – sie wollte nicht im Dunkeln ankommen, doch sie brauchte noch etwas Zeit.

»Verdammt!«, flüsterte sie. »Was tue ich hier? Was habe ich hier zu suchen? Nichts.« Doch noch während sie es aussprach, wusste sie, dass es nicht stimmte. Sie hatte hier etwas zu suchen – und sei es auch nur eine Antwort.

Sie schlug ihr Notizbuch auf, blätterte darin, bis sie auf ein gefaltetes Stück Zeitungspapier stieß. Sie zog es langsam, fast ehrfurchtsvoll heraus, entfaltete es behutsam, um es nicht zu zerreißen, und starrte eine Weile darauf. »Deswegen bin ich hier«, sagte sie schließlich bei sich. »Darum geht es.«

* * *

Noah stand um fünf Uhr auf und fuhr wie gewöhnlich eine Stunde mit dem Kajak den Brices Creek hinauf. Anschließend zog er seine Arbeitskleidung an, wärmte sich ein paar Brötchen vom Vortag auf, nahm zwei Äp-

fel und spülte sein Frühstück mit heißem Kaffee hinunter.

Er arbeitete wieder an der Umzäunung, reparierte und ersetzte Pfosten, wo es nötig war. Es herrschte Altweibersommer mit Temperaturen über 26°, und gegen zwölf war er schweißgebadet und erschöpft und freute sich auf seine Mittagspause.

Er picknickte am Fluss, weil die Barsche sprangen. Es machte ihm Freude, sie drei- oder viermal hochspringen und durch die Luft gleiten zu sehen, bevor sie im Brackwasser verschwanden. Irgendwie freute es ihn immer, dass sich ihre Instinkte seit Tausenden, vielleicht Zehntausenden von Jahren nicht verändert hatten.

Manchmal fragte er sich, ob sich die Instinkte des Menschen in diesem Zeitraum verändert hatten, und jedes Mal kam er zu dem Schluss, dass sie wohl unverändert geblieben waren. Wenigstens die Urinstinkte. Soweit er wusste, war der Mensch immer aggressiv gewesen, immer bestrebt zu dominieren, sich die Erde und alles darauf zu unterwerfen. Der Krieg in Europa und Japan war ein Beweis.

Kurz nach drei hatte er sein Tagewerk beendet. Er lief zu dem kleinen Schuppen gleich neben seinem Anlegesteg, holte Angelrute und ein paar lebende Köder, die er immer zur Hand hatte, ließ sich auf dem Steg nieder und warf die Angel aus.

Beim Angeln geriet er immer ins Grübeln und dachte über sein Leben nach. So auch jetzt. Nach dem Tod seiner Mutter hatte er in einem Dutzend verschiedener Heime gelebt. Und da er als kleines Kind gestottert

hatte, war er ständig gehänselt worden. So begann er, immer weniger zu sprechen, bis er mit fünf fast gänzlich verstummte. Als er ins schulpflichtige Alter kam, glaubten die Lehrer, er sei zurückgeblieben und rieten, ihn aus der Schule zu nehmen.

Stattdessen aber nahm sein Vater die Dinge dann selbst in die Hand. Er sorgte dafür, dass er in der Schule blieb und nach dem Unterricht ins Holzlager kam, wo er ihn Holz schleppen und stapeln ließ. »Es ist gut, dass wir oft zusammen sind«, sagte er, wenn sie Seite an Seite arbeiteten, »genauso wie mein Vater und ich.«

In den Stunden, die sie zusammen verbrachten, sprach der Vater über Vögel und Tiere oder er erzählte Geschichten und Legenden aus North Carolina. Nach wenigen Monaten fing der kleine Noah wieder an zu sprechen, doch er stotterte immer noch und sein Vater beschloss, ihm anhand von Gedichten das Lesen beizubringen. »Lies das hier, laut und immer wieder, und du wirst bald alles sagen können, was du willst.« Auch diesmal hatte sein Vater recht, Noah hörte auf zu stottern. Trotzdem kam er auch weiterhin täglich ins Holzlager, um bei seinem Vater zu sein, und abends las er laut aus den Werken von Whitman und Tennyson vor, während sein Vater neben ihm im Schaukelstuhl saß. Und seit dieser Zeit wurde er nicht müde, die großen Dichter zu lesen.

Als er etwas älter war, verbrachte er die meisten Wochenenden und Ferien allein. Er durchforschte den Croatan Forest mit seinem ersten Kanu, paddelte den Brices Creek zwanzig Meilen hinunter, bis es nicht mehr weiter ging, und wanderte die restlichen Meilen

zur Küste. Zelten und Erkunden wurden zu seiner Leidenschaft, und er verbrachte Stunden im Wald. Unter einer Schwarzeiche hockend und vor sich hin pfeifend, spielte er auf seiner Gitarre – für Biber, Gänse und Fischreiher. Dichter wissen, dass Einsamkeit in der Natur, fern von Menschen und den von Menschen gefertigten Dingen, wohltuend für die Seele ist, und er hatte sich immer mit ihnen identifiziert.

Er war ein stiller, zurückhaltender Junge, doch die Jahre der Schwerarbeit im Holzlager sorgten dafür, dass er zu einem der besten Sportler der Schule wurde, und sein sportlicher Erfolg machte ihn allgemein beliebt. Er hatte Spaß an Football und Basketball, aber während die übrigen Mannschaftskameraden auch ihre Freizeit miteinander verbrachten, blieb er lieber allein. Einige wenige fanden ihn arrogant; die meisten aber dachten nur, er sei wohl etwas schneller gewachsen als die anderen. Er hatte hier oder da eine Freundin in der Schule, doch keine war ihm wichtig gewesen. Bis auf eine. Und die kam nach der Reifeprüfung.

Allie. Seine Allie.

Er entsann sich, mit Fin über Allie gesprochen zu haben, nachdem sie das Stadtfest an jenem ersten Abend verlassen hatten. Fin hatte gelacht und dann zwei Dinge vorausgesagt: Sie würden sich ineinander verlieben, und es würde nicht gut ausgehen.

Er fühlte ein leichtes Zerren an der Angelschnur und hoffte, es wäre ein Barsch, doch das Zucken hörte auf. Nachdem er die Angel eingeholt und den Köder überprüft hatte, warf er sie wieder aus.

Fin sollte mit seinen beiden Voraussagen recht be-

halten. Den ganzen Sommer musste Allie vor ihren Eltern Ausreden erfinden, wenn sie ihn sehen wollte. Nicht dass sie ihn nicht mochten – er stammte eben nur aus einer anderen Gesellschaftsschicht, war zu arm, und sie würden es niemals dulden, dass ihre Tochter sich mit jemandem wie ihm ernsthaft einließ. »Es ist mir gleich, was meine Eltern denken. Ich liebe dich und werde dich immer lieben«, hatte sie gesagt. »Wir finden schon einen Weg, um beisammen zu sein.«

Doch das war nicht möglich gewesen. Anfang September war der Tabak geerntet, und ihr blieb nichts anderes übrig, als mit ihren Eltern nach Winston-Salem zurückzukehren. »Nur der Sommer ist vorüber, Allie, nicht unsere Liebe«, hatte er beim Abschied gesagt. »Sie wird nie aufhören.« Doch es sollte anders kommen. Er hatte nie verstanden warum, aber all seine Briefe waren unbeantwortet geblieben.

Schließlich beschloss er, New Bern zu verlassen, um auf andere Gedanken zu kommen, aber auch deshalb, weil seine Heimat besonders schwer von der Weltwirtschaftskrise betroffen war. Er ging zunächst nach Norfolk und arbeitete sechs Monate auf einer Schiffswerft, bis er entlassen wurde, und zog dann weiter nach New Jersey, weil er gehört hatte, dass die Lage dort weniger hoffnungslos sei.

Dort fand er schließlich eine Stelle auf einem Schrottplatz, wo er Altmetall von anderen Materialien aussondern musste. Der Eigentümer, ein Jude namens Morris Goldman, war darauf aus, so viel Altmetall wie möglich anzusammeln, denn er war überzeugt, dass Europa kurz vor einem Krieg stand, in den auch

Amerika hineingezogen würde. Die Gründe waren Noah unwichtig. Er war nur froh, eine Stelle gefunden zu haben.

Seine Jahre im Holzlager hatten ihn gekräftigt, und er arbeitete hart. Das half ihm nicht nur, Allie tagsüber aus seinen Gedanken zu verdrängen, er hielt es auch für seine Pflicht. Sein Vater hatte immer gesagt: »Guter Lohn verlangt gute Arbeit. Alles andere ist Diebstahl.« Diese Einstellung gefiel seinem Chef. »Ein Jammer, dass du kein Jude bist!«, pflegte Goldman zu sagen. »Sonst bist du ein feiner Kerl.« Das war das größte Kompliment, das er von Goldman erwarten konnte.

Er dachte weiter an Allie, vor allem nachts. Er schrieb ihr einmal im Monat, ohne jemals eine Antwort zu erhalten. Schließlich schrieb er einen letzten Brief und zwang sich zu akzeptieren, dass der Sommer, den sie miteinander verbracht hatten, das einzige Gemeinsame für sie gewesen sein sollte.

Und doch konnte er sie nicht vergessen. Drei Jahre nach diesem letzten Brief reiste er nach Winston-Salem, in der Hoffnung, sie zu finden. Er ging zu ihrem Haus, stellte fest, dass sie umgezogen war, und rief, nachdem er mit mehreren Nachbarn gesprochen hatte, bei R. J. Reynolds an. Das Mädchen am Telefon war neu und kannte den Namen nicht, doch sie durchsuchte die persönlichen Unterlagen. Sie fand heraus, dass Allies Vater die Firma verlassen und keine neue Adresse angegeben hatte. Diese Reise war sein erster und letzter Versuch, sie ausfindig zu machen.

Acht Jahre war er bei Goldman beschäftigt, zunächst einfach als einer von zwölf Angestellten, mit

der Zeit aber vergrößerte sich die Firma, und er wurde befördert. Bis 1940 hatte er sich so weit hochgearbeitet, dass er vom Ankauf bis zum Verkauf sämtliche Geschäfte abwickeln konnte und einer Belegschaft von dreißig Mann vorstand. Die Firma Goldman war zum größten Altmetallhändler der ganzen Ostküste geworden.

In dieser Zeit hatte er mehrere Liebschaften, darunter eine längere – eine Kellnerin mit tiefblauen Augen und seidigem schwarzen Haar. Obwohl sie zwei Jahre befreundet waren und eine gute Zeit miteinander hatten, empfand er für sie nie das gleiche wie für Allie.

Doch auch sie konnte er nicht vergessen. Sie war einige Jahre älter als er, und sie war es, die ihn lehrte, wie man einer Frau Genuss bereitet, wie man sie berührt und küsst, welche Liebesworte man flüstert. Sie verbrachten bisweilen ganze Tage im Bett und liebten sich auf eine Weise, die beiden Befriedigung brachte.

Sie hatte gewusst, dass es nicht für immer sein würde. Als sich ihre Beziehung dem Ende näherte, hatte sie einmal zu ihm gesagt: »Ich wünschte, ich könnte dir geben, wonach du suchst, doch ich weiß nicht, was es ist. Da ist etwas in dir, das du vor jedem verschlossen hältst, auch vor mir. Es ist so, als wäre ich gar nicht die, bei der du wirklich bist. Deine Gedanken sind bei einer anderen.«

Er versuchte, es abzustreiten, doch sie glaubte ihm nicht. »Ich bin eine Frau – ich spüre so was. Manchmal, wenn du mich anschaust, fühle ich, dass du eine andere siehst. Als wartetest du darauf, dass sie plötzlich aus dem Nichts auftaucht und dich von all dem

hier wegführt ...« Einen Monat später suchte sie ihn an seinem Arbeitsplatz auf und sagte ihm, es gäbe einen anderen. Er hatte Verständnis. Sie gingen als Freunde auseinander, und im Jahr darauf erhielt er eine Postkarte, auf der sie ihm mitteilte, dass sie geheiratet habe. Seitdem hatte er nichts mehr von ihr gehört.

Während er in New Jersey lebte, besuchte er seinen Vater einmal im Jahr, stets um Weihnachten. Sie verbrachten ihre Zeit mit Angeln und langen Gesprächen, und hin und wieder unternahm er einen Ausflug an die Küste, um an den Outer Banks bei Ocracoke zu zelten.

Im Dezember 1941, als er sechszwanzig war, begann der Krieg, genau wie Goldman es vorausgesagt hatte. Einen Monat später trat Noah in Goldmans Büro und teilte ihm mit, dass er sich freiwillig melden wolle. Dann reiste er nach New Bern, um Abschied von seinem Vater zu nehmen. Fünf Wochen später fand er sich in einem Rekrutenlager wieder. Dort erhielt er einen Brief von Goldman, in dem er ihm für seine Arbeit dankte, dazu die Kopie einer Bescheinigung, die ihm einen kleinen Anteil an seinem Unternehmen sicherte, sollte es jemals verkauft werden. ›Ohne dich hätte ich es nicht geschafft‹, hieß es in dem Brief. ›Du bist der netteste Bursche, der je für mich gearbeitet hat, auch wenn du kein Jude bist.‹

Die nächsten drei Jahre verbrachte er in Pattons 3. Armee, zog durch die Wüsten Nordafrikas und die Wälder Europas, fünfzehn Kilo auf dem Buckel. Seine Einheit war immer mitten im Kriegsgeschehen. Er sah Freunde neben sich sterben, sah, wie manche Tausende

Meilen von der Heimat entfernt begraben wurden. In einem Schützengraben nahe dem Rhein meinte er einmal Allie zu sehen, die über ihn wachte.

Dann kam das Kriegsende in Europa und wenige Monate später auch in Japan. Kurz vor seiner Entlassung erhielt er den Brief eines Rechtsanwalts aus New Jersey, der Morris Goldman vertrat. Als er den Anwalt aufsuchte, erfuhr er, dass Goldman ein Jahr zuvor gestorben war und man sein Geschäft verkauft hatte. Wie versprochen, erhielt Noah einen Anteil aus dem Verkaufserlös – einen Scheck über fast siebzigtausend Dollar, den er erstaunlich gelassen entgegennahm.

Eine Woche später kehrte er nach New Bern zurück und kaufte sich das Haus. Er dachte daran, wie er seinen Vater herumgeführt und ihm gezeigt hatte, was er renovieren und wo er Veränderungen vornehmen wollte. Sein Vater schien erschöpft, hustete viel und rang nach Luft. Noah war besorgt, doch sein Vater beruhigte ihn, sagte, es sei nur eine Erkältung.

Knapp einen Monat später starb sein Vater an einer Lungenentzündung und wurde neben seiner Frau auf dem Ortsfriedhof beerdigt. Noah ging regelmäßig hin und legte Blumen aufs Grab. Und jeden Abend nahm er sich einen Augenblick Zeit, um seiner zu gedenken und für den Mann zu beten, der ihn alles Wesentliche im Leben gelehrt hatte.

Er packte sein Angelzeug ein, verstaute es im Schuppen und ging zum Haus zurück. Martha Shaw wartete vor der Tür; sie hatte drei selbst gebackene Brote mitgebracht als Dank für seine Hilfe. Ihr Mann war im Krieg gefallen und hatte sie mit drei Kindern in einer

ärmlichen Hütte zurückgelassen. Der Winter war nicht mehr weit, und Noah hatte in der Woche zuvor das Dach ausgebessert, die zerbrochenen Fensterscheiben ersetzt, die anderen Fenster abgedichtet und den Holzofen repariert. Nun würden sie mit Gottes Hilfe durch den Winter kommen.

Nachdem sie wieder gegangen war, fuhr er mit seinem klapprigen Kleinlaster zu Gus. Er hielt immer bei Gus' Familie an, wenn er zum Einkaufen fuhr, denn sie hatten keinen Wagen. Eine der Töchter kletterte zu ihm ins Führerhaus, und sie erledigten ihre Einkäufe in Capers General Store. Als er nach Hause zurückkam, packte er seine Lebensmittel nicht sofort aus, sondern duschte zunächst, holte sich eine Flasche Budweiser und ein Buch von Dylan Thomas und ließ sich auf der Veranda nieder.

* * *

Sie konnte es noch immer nicht glauben, auch als sie den Beweis schon in Händen hielt.

Sie hatte es in der Raleigher Tageszeitung gelesen, vor drei Wochen, als sie im Haus ihrer Eltern war. Sie war in die Küche gegangen, um sich eine Tasse Kaffee zu holen, und als sie ins Wohnzimmer zurückkam, hatte ihr Vater gelächelt und auf ein kleines Foto gezeigt. »Erinnerst du dich?«

Mit diesen Worten reichte er ihr die Zeitung, und nachdem sie einen ersten gleichgültigen Blick darauf geworfen hatte, erregte das Bild ihre ganze Aufmerksamkeit, und sie schaute genauer hin. »Das kann nicht

sein«, flüsterte sie, und als ihr Vater neugierig aufschaute, wich sie seinem Blick aus, ließ sich auf einen Stuhl sinken und las den ganzen Artikel. Sie entsann sich unklar, dass ihre Mutter an den Tisch trat und ihr gegenüber Platz nahm. Als sie die Zeitung schließlich zur Seite legte, sah ihre Mutter sie mit demselben Ausdruck an wie ihr Vater kurz zuvor. »Alles in Ordnung?«, fragte sie über ihre Kaffeetasse hinweg. »Du bist ja ganz blass.« Sie konnte nicht antworten, und das war der Augenblick, in dem sie bemerkte, dass ihre Hände zitterten. Der Augenblick, mit dem alles begann.

»Und hier wird es enden, so oder so«, flüsterte sie. Sie faltete den Zeitungsausschnitt zusammen, steckte ihn wieder in ihr Notizbuch. Dabei erinnerte sie sich, dass sie die Zeitung an jenem Tag, als sie das Haus verließ, mitgenommen hatte, um den Artikel ausschneiden zu können. Sie las ihn noch einmal, bevor sie abends zu Bett ging, und versuchte, sich den Zufall zu erklären, las ihn am nächsten Morgen ein weiteres Mal, als wollte sie sicher gehen, dass dies alles nicht nur ein Traum gewesen war. Und jetzt, nach drei Wochen langer einsamer Spaziergänge, nach drei Wochen der Ablenkung hatte dieser Artikel sie hierhergeführt.

Ihr launisches Verhalten begründete sie mit Stress. Eine perfekte Entschuldigung. Jeder konnte sie verstehen, selbst Lon, der deshalb sofort zugestimmt hatte, als sie sagte, dass sie für ein paar Tage wegfahren wolle. Die Hochzeitsvorbereitungen waren in der Tat für alle Beteiligten aufreibend. Fast fünfhundert Gäste waren geladen, darunter der Gouverneur, ein Senator und der Botschafter von Peru. All das war ihr zu viel, doch ihre

Verlobung hatte Furore gemacht und beherrschte die Klatschspalten, seit man sie vor einem halben Jahr bekannt gegeben hatte. Manchmal träumte sie davon, einfach mit Lon davonzulaufen und irgendwo zu heiraten, ohne den ganzen Wirbel. Doch sie wusste, er würde niemals zustimmen; als aufstrebender Politiker liebte er es, im Rampenlicht zu stehen.

Mit einem tiefen Seufzer erhob sie sich. »Jetzt oder nie«, murmelte sie, nahm ihre Sachen an sich und ging zur Tür. Sie hielt kurz inne, bevor sie sie öffnete und auf den Flur trat. Der Portier lächelte, als sie vorüberging, und sie spürte, wie er ihr wohlwollend nachsah. In ihrem Auto warf sie einen letzten raschen Blick in den Spiegel, ließ den Motor an und bog in die Front Street ein.

Obwohl sie seit einer Ewigkeit nicht hier gewesen war, fand sie sich problemlos in der kleinen Stadt zurecht. Nachdem sie den Trent River auf der altmodischen Zugbrücke überquert hatte, bog sie links in eine Schotterstraße ein, und nun begann die letzte Etappe ihrer Reise.

Es war wunderschön hier im Tiefland, schön wie damals. Anders als die bergige Gegend, in der sie ihre Kindheit und Jugend verbracht hatte, war die Landschaft hier eben, auch wenn der Boden ähnlich beschaffen war. Und während sie über die einsame Straße fuhr, nahm sie die Schönheit in sich auf, die die Menschen einst in diese Gegend gelockt haben musste.

In ihren Augen schien sich nichts verändert zu haben. Das Sonnenlicht drang durch das Laub der über dreißig Meter hohen Schwarzeichen und Hickory-

bäume und ließ sie in ihrer herbstlichen Pracht leuchten. Zu ihrer Linken schlängelte sich ein metallfarbenes Flüsschen ein Stück die Straße entlang, bog dann seitwärts ab, um eine Meile weiter in einen größeren Fluss zu münden. Die Schotterstraße selbst wand sich zwischen alten Farmhäusern dahin, die größtenteils noch aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg stammten, und sie wusste, dass manche Farmer noch so lebten wie ihre Groß- oder Urgroßväter. Diese unverändert gebliebene Gegend löste eine Flut von Erinnerungen in ihr aus, und sie spürte, wie sich bei jeder lang vergessenen gelaubten Einzelheit ihr Inneres zusammenzog.

Die Sonne stand dicht über den Bäumen, und hinter einer Biegung gewährte sie eine alte, halb verfallene Kirche. Sie hatte sie in jenem Sommer durchstreift und nach Spuren des Krieges zwischen den Staaten gesucht, wie der Bürgerkrieg im Volksmund hieß. Als sie nun daran vorbeifuhr, wurden die Erinnerungen an jenen Tag so lebendig, als wäre es gestern gewesen.

Am Flussufer tauchte jetzt eine majestätische Eiche auf, und bei ihrem Anblick rang sie nach Atem, so deutlich wurden die Erinnerungen. Der Baum mit seinen dicken Ästen, die sich fast waagrecht über den Boden reckten, mit seinem gewaltigen Stamm, der von Moos bedeckt war wie von einem grünen Teppich, schien unveränderlich zu sein. Sie entsann sich, wie sie an einem heißen Julitag unter dem Baum gesessen hatte an der Seite von jemandem, der sie mit solchem Verlangen angesehen hatte, dass nichts sonst Bedeutung hatte. Und in jenem Augenblick hatte sie sich zum ersten Mal verliebt.

Er war zwei Jahre älter als sie, und als sie nun die Straße der Erinnerungen entlangfuhr, stieg sein Bild wieder deutlich vor ihr auf. Er hatte stets älter gewirkt, als er war, das Gesicht eine Spur verwittert, fast wie das eines Farmers, der nach Stunden der Feldarbeit nach Hause kommt. Er hatte schwielige Hände und breite Schultern, die von harter Körperarbeit zeugten, und erste feine Falten zeigten sich um seine dunklen Augen, die jeden ihrer Gedanken zu lesen schienen.

Er war groß und kräftig mit hellbraunem Haar, attraktiv auf seine Art, doch was sich ihr am tiefsten eingepägt hatte, war seine Stimme. Er hatte ihr an jenem Tag, als sie unter dem Baum im Gras lagen, vorgelesen, mit einer Stimme, sanft und fließend, fast wie Musik, und sie schien in der Luft zu schweben, während er ihr vorlas. Sie erinnerte sich, wie sie mit geschlossenen Augen aufmerksam gelauscht und jedes Wort tief in sich aufgenommen hatte:

*Es schmeichelt mich in Nebel und Dämmerung
hinein.*

*Ich scheide wie Luft,
und ich schüttle meine Locken
gegen die davonlaufende Sonne.*

Er blätterte in alten Büchern mit Eselsohren, Büchern, die er schon hundertmal gelesen hatte. Er las eine Weile daraus vor, und dann unterhielten sie sich. Sie erzählte ihm, was sie sich vom Leben erhoffte – all ihre Träume für die Zukunft –, und er hörte aufmerksam zu und versprach, dafür zu sorgen, dass alles wahr würde.

Und die Art, wie er es sagte, verscheuchte all ihre Zweifel, und sie wusste, wie viel er ihr bedeutete. Manchmal, wenn sie ihn darum bat, erzählte er von sich oder erklärte, warum er dieses oder jenes Gedicht ausgewählt hatte und was er darüber dachte, und manchmal sah er sie mit seinen ernstesten Augen lange stumm an.

Sie beobachteten den Sonnenuntergang und machten Picknick unter dem Sternenzelt. Es wurde spät, und sie wusste, wie ärgerlich ihre Eltern gewesen wären, wenn sie gewusst hätten, wo sie war und mit wem. Doch in dem Augenblick war ihr das völlig gleichgültig. Sie selbst konnte nur denken, wie wunderschön dieser Tag gewesen war, wie großartig Noah war, und als sie kurz darauf zu ihrem Haus aufbrachen, nahm er ihre Hand in die seine, und sie spürte den ganzen Weg ihre Wärme.

Eine letzte Biegung, dann erblickte sie in der Ferne das Haus. Es war kaum wiederzuerkennen, so ganz anders, als sie es in Erinnerung hatte. Sie nahm den Fuß vom Gas, als sie in die lange, von Bäumen gesäumte Einfahrt bog, die zu dem Leitstern führte, der sie von Raleigh hergelockt hatte.

Sie fuhr im Schrittempo, den Blick auf das Haus geheftet, und ihr Herz setzte einen Schlag aus, als sie ihn auf der Veranda entdeckte. Er war salopp gekleidet, und aus der Ferne sah er genauso aus wie damals. Als die Sonne genau hinter ihm stand, schien er für einen Augenblick in der Szenerie hinter ihm zu verschwinden.

Ihr Wagen rollte langsam weiter und blieb unter einer Eiche vor dem Haus stehen. Sie drehte den Zünd-

schlüssel, ohne den Blick von ihm zu wenden, und der Motor verstummte.

Er stieg die Verandastufen herab, kam leichten Schrittes auf sie zu, hielt, als sie dem Wagen entstieg, plötzlich inne. Eine lange Weile standen sie wie angewurzelt da und starrten sich nur an.

Allison Nelson, neunundzwanzig und verlobt, eine der oberen Zehntausend, auf der Suche nach Antworten, die ihr so wichtig waren, und Noah Calhoun, der Dichter, einunddreißig, von dem Gespenst heimgesucht, das sein Leben beherrschte.